

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **34 (1977)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

RENÉ WYSS: *Das jungsteinzeitliche Jäger-Bauerndorf von Egolzwil 5 im Wauwilermoos*. Naturwissenschaftliche Beiträge HANS R. STAMPFLI, SAMUEL WEGMÜLLER, FRITZ H. SCHWEINGRUBER. (Archäologische Forschungen, herausgegeben vom Schweizerischen Landesmuseum Zürich, 1976.) 162 S., 67 schwarzweiße und 4 farbige Abb., Tabellen, 11 Falttafeln.

Ein seltener Fall: Eine kleine, kurzfristige Siedlung wurde gefunden – durch Zufall am Ende eines 90 m langen Suchschnittes –, sie war gut erhalten, sie wurde vollständig ausgegraben, und sie wurde, und das ist nicht die geringste Überraschung, bereits 10 Jahre nach dem letzten Spatenstich ausführlich publiziert. Auf einer maximal 50×19 m großen Fläche (885 m^2) wurden die Reste von 10 Häusern aufgedeckt, die mit den Längsseiten parallel eng nebeneinander standen, so eng, daß sich die überstehenden Satteldächer berührt haben müssen. Die Schmalseiten waren auf den See bzw. das Hinterland ausgerichtet, und ein bis höchstens 2,50 m von den Häusern entfernter Zaun schloß die Siedlung landseitig ab. Durch Bohrungen und Suchschnitte ist offenbar gesichert, daß der Platz flächenmäßig vollständig ergraben worden ist.

Die Vollständigkeit, verbunden mit der Kurzfristigkeit der Besiedlung, deren Dauer überzeugend auf 8–12 Jahre veranschlagt wird (S. 34ff.), stellt nun das herausragende Ergebnis dieser Grabungen dar, bietet das doch die Grundlage für demographische Kalkulationen und damit für die quantitative Beurteilung aller Lebensäußerungen, die sich in Befunden und Funden niedergeschlagen haben. Die Präsentation der Befunde und Funde (R. Wyss) sowie die subtile zoologische (H. R. Stampfli), pollenanalytische (S. Wegmüller) und holzanatomische (F. H. Schweingruber) Bearbeitung werden dieser Bedeutung des Objektes gerecht. Was fehlt, wäre eigentlich eine funktional-dynamische Rekonstruktion des Wirtschaftssystems, so wie es im Laufe des Jahres abgelaufen ist, mit einer Bilanzierung von Arbeitsaufwand und Ertrag der einzelnen wirtschaftlichen und handwerklichen Faktoren. Von diesem Fernziel ist die europäische Siedlungsforschung jedoch methodisch noch weit entfernt – programmatische Ansätze hat die anglo-amerikanische New Archaeology entwickelt –, und in Egolzwil 5 fehlt es dafür, wie die Autoren mehrfach bedauernd feststellen, an den Grundlagen, nämlich an einer Reihe von Daten, die bei der Grabung hätten erhoben werden müssen.

Die Siedlung war auf der Seekreide einer trocken gefallenem Uferzone angelegt und ist nach ihrer Auffassung auch erneut von Seekreide zugedeckt, d. h. längere Zeit vom Wasser überflutet worden. Danach kam es zur Vermoorung und Verlandung dieser Uferzone. Die Häuser sind sehr leicht gebaut (Wand- und Firstpfosten von 6–11 cm Stärke), ein Hauptargument für ihre nur kurze Existenz (S. 34ff.). Darüber hinaus hat man offenbar überhaupt kaum Wert auf technologisch gute Bauhölzer gelegt, sondern sogar die schlechten Wasserbauhölzer Weide und Pappel für die Pfosten verwendet und sich anscheinend bei der Auswahl nur danach gerichtet, ob der Stamm der Form nach paßte und ob er sich in unmittelbarer Siedlungsnähe befand; das meistverwendete Bauholz ist Erle (S. 156f.).

Es handelt sich in allen Fällen um Wohnbauten, wie die Feuerstellen zeigen, Wirtschaftsgebäude fehlen. Die Häuser sind zwischen 6 und 12 m lang und 3,50–4,50 m breit, die Grundfläche beträgt 22–45 m^2 . Von 4–6 Firstpfosten und korrespondierenden Wandpfosten wurde ein Satteldach getragen. Bei einigen Grundrissen wird wohl zu Recht Zweiräumigkeit vermutet. Dabei stellt sich die Frage, ob dann nicht eine der Feuerstellen ein Backofen war, auch wenn unmittelbare Überreste davon

fehlten. Die Wände werden aus Flechtwerk rekonstruiert, und zwar offenbar ohne Lehmverstrich, da entsprechendes Material nicht vorhanden ist, wenn man nicht die in der Kulturschicht enthaltene Seekreide so deuten darf, was die Verf. allerdings nicht tun. Bearbeitete Bauhölzer vom Aufgehenden fehlen, ebenso Fußbodenbefestigungen. Allerdings wird die «Kulturschicht» teilweise als Überrest von Streumaterial gedeutet (S. 40ff.), worauf auch die Befunde in den Herdplatten hindeuten.

Die mehrfach gründlich erneuerten Herdstellen, die außerdem noch zahlreiche kleinere Reparaturen aufweisen, stellen überhaupt die aufschlußreichsten Bauelemente dar. Insbesondere ermöglichen sie zusammen mit den erneuerten First- und Wandpfosten die innere Periodisierung der Siedlung. Während deren nur kurzer Existenz erwies es sich als nötig, einige Gebäude alle 2–3 Jahre total zu erneuern, und entsprechend kurz ist die Lebensdauer der nicht umgebauten Häuser zu veranschlagen. Die Unterteilung in zwei Perioden mit 7 bzw. 9 Gebäuden überzeugt, wenn ihre Begründung auch etwas knapp ausgefallen ist, so daß beispielsweise nicht ersichtlich wird, warum Bau I und 2 in Periode II und nicht in Periode I gesetzt werden (S. 32ff.).

Auf 10 Faltplänen wird die Verteilung des Fundmaterials dargestellt, und da es außerdem im Fundregister mit Fundstelle, Kurzbeschreibung und Museumsverbleib erscheint, sind die besten Voraussetzungen für eine subtile Analyse der funktionalen Verhältnisse in den Häusern gegeben. Hier sind aber zweifellos noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft worden, und über die generelle Feststellung, daß die Funde sich in den Häusern und hier bei den Feuerstellen konzentrieren, wird man bei genauerer Betrachtung wohl noch hinauskommen können. Das ist erfreulicherweise schon allein aufgrund der Publikation in erheblichem Maße möglich. So sind sämtliche 117 Gefäße, die R. Wyss als Minimum im Scherbenmaterial erkannt hat, in Rekonstruktionszeichnungen abgebildet worden. Großer Wert wird auf die funktionale Deutung der Gefäße gelegt (Angabe des Literinhaltes, zahlreiche Kochgefäße wegen verbrannter Speisereste, quantitative Analyse der Grundformen). Eine statistische Beschreibung der Metrik fehlt, kann aber anhand der Abbildungen leicht nachvollzogen werden.

Die Dunkelziffer wird mit höchstens 20% der Gefäße geschätzt, sonst sollte der gesamte, in 8–12 Jahren in der Siedlung abgelagerte Gefäßbestand vorhanden sein. Eine Familie verfügte über 6–9 Gefäße und ersetzte wenigstens alle 2 Jahre einen Kochtopf (S. 46f., 74). Entscheidend für derartige Berechnungen ist natürlich die Frage der Erhaltung, d. h. im vorliegenden Falle besonders die Deutung der 2–5 cm starken «Kulturschicht». Hier kommen die einzelnen Bearbeiter jeweils von ihrem Quellenmaterial her zu interessanten Deutungen, die nicht in allen Punkten in Übereinstimmung stehen. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Wenn aber mehr als die Hälfte der Gefäße nur sehr fragmentarisch erhalten ist und wenn der Zoologe errechnet, daß von der für den Proteinbedarf in 8–12 Jahren nötigen Fleischmenge nur 1% oder nach anderer Rechnung nur 0,1% der Knochen gefunden worden sind (S. 132ff., 137ff.), dann liegt die Vermutung nahe, daß große Abfallmengen gar nicht im unmittelbaren Wohnbereich, sondern in einiger Entfernung und damit außerhalb der Grabungsflächen abgelagert worden sind, wo man zumindest die dauerhaften Bestandteile, wie die Steinobjekte, noch finden müßte. Die Dunkelziffer sollte also doch sehr viel größer sein.

Im Bereich der benachbarten, 40 m entfernten Siedlung Egolzwil 4 und älter als diese hat man menschliche Skelette gefun-

den, die in Zusammenhang mit der auf 35 Seelen geschätzten Siedlergemeinschaft von Egolzwil 5 gebracht werden (S. 89ff.). Das lenkt den Blick auf die weitere Umgebung des Wauwiler Moores, das sowohl eine ältere (Egolzwil 3: Wauwiler Gruppe) als auch eine jüngere, auf Egolzwil 5 folgende Besiedlung aufweist (u. a. Egolzwil 2 und 4: Cortailod/Pfynner Gruppe), was auch im Pollendiagramm seinen klaren Niederschlag findet (S. 147f.). Damit erweist sich diese Kleinlandschaft als ein Forschungsgebiet ersten Ranges, das in historischer und funktionaler Hinsicht Ergebnisse von überregionaler, exemplarischer Bedeutung erwarten läßt. Der Fortgang der Publikationen ist vorgesehen, und zweifellos wird sich danach die Notwendigkeit neuer Geländeuntersuchungen wieder einstellen. Dann erst wird man viele Einzelbeobachtungen in Egolzwil 5 verstehen können, wie etwa die richtig gesehene stilistische Beziehung der Keramik zur älteren Munzinger Gruppe der Michelsberger Kultur, d. h. zur Stufe Michelsberg III, wozu das einzige ¹⁴C-Datum von Egolzwil 5 gut paßt (5020 ± 100 B.P.; vgl. S. 78ff., 89, 105), oder auch das Verhältnis der Knochen von Haus- zu Wildtieren (3:1), wobei Rind und Hirsch die Hauptlieferanten an Fleisch waren, oder auch merkwürdige Details wie das Fehlen von Mahl- und Schleifsteinen oder von Wassertieren und Vögeln. Die Fülle der Ergebnisse dieser Siedlungsplatzuntersuchung, die zu den verschiedensten Fragen, vor allem in ökologisch-ökonomischer Hinsicht, anregen, kann hier nur andeutungsweise wiedergegeben werden. Noch weniger ist es möglich, die komplexen Verbindungen zwischen den vier Einzelstudien hier nachzuzeichnen. Es ist unschwer abzusehen, daß diese sehr solide Publikation die weitere neolithische Siedlungsforschung noch in starkem Maße beeinflussen und befruchten wird.

Jens Lüning, Köln

STEFANIE MARTIN-KILCHER: *Das römische Gräberfeld von Courroux im Berner Jura*. Mit einem anthropologischen und osteologischen Beitrag von B. Kaufmann. Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte, Band 2. (Habegger-Verlag, Derendingen-Sothorn 1976.) 231 S., 54 Abb., 68 Tafeln, 1 Farbtafel.

Ein Gräberfeld mit 148 ergrabenen Bestattungen wird hier im Rahmen einer leicht erweiterten Basler Dissertation in exemplarischer Weise vorgelegt. Seit Simonett (Tessiner Gräberfelder, 1941) und E. Ettlinger (Neuallschwil 1944) hatte sich innerhalb des Schweizer Gebietes niemand mehr die Aufgabe gestellt, einen provinzialrömischen Friedhof zu untersuchen, obschon mannigfache Resultate erzielt werden können, wie die Arbeit von S. Martin beweist. Wenn die Bemühungen nicht bei einer bloß antiquarischen Betrachtung stehenbleiben, eröffnet ein Gräberfeld Einblick in tägliche Gepflogenheiten, Modeströmungen, Eßsitten, soziale Gliederung der Bestatteten usw.

Der Friedhof von Courroux im Delsberger Becken, 1953 und 1958 im Wettlauf mit dem Kiesabbau ausgegraben, umfaßt 116 Brand- und Körpergräber aus der mittleren Kaiserzeit neben 24 Körperbestattungen aus der Spätantike. Nach der Beschreibung des Grabungsverlaufes widmet sich die Autorin in einem ersten Teil den Brandgräbern, die in Bestattungen mit Urne und solche ohne Urnen aufgegliedert werden. Urnenbeisetzungen werden im Laufe der Zeit häufiger. Eine Aufstellung zeigt, daß als Urnen vielfach handgemachte Töpfe, seltener Glasgefäße und kaum Terra sigillata zur Verwendung kommen. In eingehender Weise werden anschließend die Grabbeigaben typologisch untersucht; das kleinteilig zerbrochene, verbrannte Material stellt dabei besondere Anforderungen an die Geduld und das Einfühlungsvermögen der Bearbeiterin. Das Kapitel über «die Auswertung der Grabinventare» setzt den wissenschaftlichen Schwerpunkt der Publikation. Durch den Vergleich mit anderen Grä-

berfeldern nördlich der Alpen werden die spezifischen Charakteristika von Courroux methodisch einwandfrei hervorgehoben (vgl. etwa Abb. 20). Kombinationstabellen ergeben verschiedene Ausstattungsgruppen (Abb. 22); die Zusammenstellungen der Beigaben erlauben die Rekonstruktion von Geschirrsätzen, erschließen die Verwendung der Holzkästchen, geben Einblick in die Tragweise der Fibeln und werfen letzten Endes ein Licht auf die soziale Stellung der Verstorbenen (Lampen!). Als Grundlage für die Datierung dient die Keramik; die Gliederung in drei Gruppen (vgl. Abb. 25) hat zweifelsohne Berechtigung. Es darf dabei aber nicht übersehen werden, daß in der Beurteilung des Einzelobjektes in der mittleren Kaiserzeit große Ungewißheit besteht, die durch das Einspannen in ein Schema leicht überspielt wird; weitergreifende Folgerungen können dann das Gesamtergebn verfälschen. Der Belegungsablauf des Friedhofes von Süden nach Norden kann aber nicht angezweifelt werden.

Mit gleicher Sorgfalt untersucht die Autorin die Körpergräber aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., wobei wiederum zuerst allgemeine Erläuterungen zu den Gräbern abgegeben werden. Die Beschreibung der Grabbeigaben verdient besondere Beachtung, da spätantikes Material aus Schweizer Fundplätzen noch wenig bekannt ist. Es konnten Handelsverbindungen nach Ostgallien und nach dem Rheinland erschlossen werden. Kombinationstabellen der Grabbeigaben aus verschiedenen spätrömischen Friedhöfen erlauben wiederum eine rasche Information über die Stellung von Courroux aus einem weiter gespannten Blickwinkel.

Zwei abschließende Kapitel sind dem zum Friedhof gehörenden Anwesen und der Besiedlung des Delsberger Beckens allgemein gewidmet. Damit wird das aus den Bestattungen erarbeitete Bild abgerundet und in einen historischen Rahmen eingefügt. Der ausführliche, einfach zu benützende Katalog, die anthropologischen Untersuchungen der Leichenbrände (durch Bruno Kaufmann) und die perfekt gezeichneten Tafeln mit sämtlichen Grabinventaren stehen am Schluß der Monographie, die in Zukunft wegleitend sein wird für die Publikation von Gräberfeldern.

Katrin Roth-Rubi

Ausgrabungen in Augst IV. (Stiftung Pro Augusta Raurica, Basel 1974.) 130 S., 37 Abb., 9 Tafeln, 12 Pläne, 2 Tabellen.

Im vorliegenden Heft IV werden die Ergebnisse dreier verschiedener Grabungen im Forschungsraum Augusta Raurica publiziert. Der erste Beitrag von T. Tomasevic, «Gräber an der Rheinstraße 32, Augst 1968», erweitert die noch geringen Kenntnisse über das an der Ausfallstraße von Augusta Raurica nach Basel gelegene Gräberfeld. Bis vor wenigen Jahren sind hier nur sporadisch Grabfunde beobachtet worden. Aushubarbeiten führten 1968 erstmals zur Aufdeckung einer größeren Fläche und damit zur Freilegung von 22 Bestattungen aus dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. Im Jahre 1970/71 gelang es in der Folge, auch einen spätrömischen Grabbezirk des 3. und 4. Jahrhunderts ausfindig zu machen und zu untersuchen. Im vorliegenden Bericht wird vorerst der Fundkomplex des 1. und 2. Jahrhunderts katalogmäßig veröffentlicht und in einer Auswertung der Versuch einer Gruppierung nach Familienzugehörigkeit gewagt. Beachtenswert ist, daß bei zwei Gräbern eine viereckig ummauerte Grabumfriedung nachgewiesen werden konnte.

Der Beitrag von R. M. Swoboda, «Die Ausgrabungen beim Westtor des Kastells Kaiseraugst im Jahre 1968», bringt neue Fakten zur Baugeschichte der spätantiken Rheinfestung. Der hier abgedruckte Bericht ist bereits früher, allerdings in einer ausführlichen Variante mit eingehenderen archäologischen und historischen Überlegungen und mit einem umfangreicheren Anmerkungsstück, im Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für

Ur- und Frühgeschichte 57. 1972/73, 183 ff., publiziert worden. Die Annahme, daß dem Kastell Kaiseraugst eine zivile Siedlung – wohl ein Hafen- oder Umschlagplatz der Kolonie Augusta Raurica – vorausgegangen sei, konnte erneut bestätigt werden, und zwar durch den Nachweis von gleich zwei älteren Bauperioden. Die Untersuchung an der Kastellmauer erbrachte im weiteren die sichere Lage der bis anhin unerforschten Türme 13 und 15. Teilweise gesichert werden konnte das Westtor, das eine für die Spätantike charakteristische Form mit nach innen versetzter Toranlage aufgewiesen haben dürfte, ähnlich wie bei den Kastellen von Alzey und Kreuznach. Als sehr aufschlußreich erwies sich die Auswertung der Fundmünzen durch B. Overbeck, der aufzeigen kann, daß die Münzreihe einerseits in konstantinischer Zeit vor 351/52, andererseits in valentinianischer Zeit kulminiert. Ein Zusammenhang mit dem Schatzfundhorizont von 351 infolge des Eindringens der Alamannen auf römisches Gebiet ist offensichtlich. In die gleiche Zeit gehört ja auch der berühmte Silberschatz von Kaiseraugst.

Eine ähnliche Feststellung über die Besiedlung des Platzes von Kaiseraugst im 1. und 2. Jahrhundert gelang U. Reinhardt im Jahre 1970, worüber ihr «Ausgrabungsbericht Dorfstrasse 74, Kaiseraugst 1970» Auskunft gibt. Erstmals konnte die zur Zivilsiedlung gehörende Nord-Süd-Straße in ihrer ganzen Breite mit samt den Spuren einer entlanglaufenden Portikus aufgedeckt werden. In die zeitlich anschließende Kastellzeit ist ein größerer Bau zu datieren, der über Straße und Portikus gesetzt wurde. Den Nachweis des Straßentrasseses nimmt die Autorin zum Anlaß, einige Überlegungen zur damaligen Rheinbrücke und deren Existenzdauer anzustellen. Die Fundmünzen werden in einer ausführlichen Liste vorgelegt. Von den gegen 300 Exemplaren konnten 200 bestimmt werden. Auch hier kulminiert die Münzreihe, die mit Arcadius (394/402) schließt, unter Magnentius und in valentinianischer Zeit, was den Feststellungen beim Westtor entspricht.

Rudolf Degen

RAINER CHRISTLEIN: *Der Runde Berg bei Urach. Die frühgeschichtlichen Kleinfunde außerhalb der Plangrabungen.* Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse. 1974, 1. Abhandlung. (Universitätsverlag Carl Winter, Heidelberg 1974.) 49 S., 6 Abb., 36 Tafeln, 1 Faltpflan.

Der seltsame Runde Berg bei Urach ist durch prähistorische und besonders durch ungewöhnliche frühgeschichtliche Einzelfunde bekannt geworden. Da vielfach die Meinung geäußert wurde, es handle sich um eine frühmittelalterliche Adelsburg, geriet der Runde Berg in die Diskussion über die Existenz von frühen Burgen. Erfolgreiche Versuchsgrabungen führten 1967–1974 zu systematischen Plangrabungen, deren Ergebnisse für das frühe Burgenwesen von entscheidender Bedeutung sind. Als Vorspann zur geplanten Edition der gesamten Ausgrabungsergebnisse legt der Autor das vor den Plangrabungen zum Vorschein gekommene frühgeschichtliche Fundmaterial in einem ausführlich kommentierten Katalog vor. Bereits diese Einzelfunde lassen erkennen, daß sich unter den Bewohnern des Runden Berges ein Personenkreis befunden haben muß, dem verschiedene Bevölkerungsschichten angehört haben. Vergleiche mit Grabinventaren aus Adelsgräbern berechtigten, Kleinfunde von hoher Qualität, wie etwa Millefiori-Glasschalen, gläserne Trinkhörner, Spathen mit silbervergoldeten Ortbandzwingen, als Zeugnisse für eine adelige Spitze der «Bevölkerungspyramide» des Runden Berges zu werten. Andere Kleinfunde, darunter Silberschmuckstücke, bezeugen die Existenz einer nur wenig tiefer gestellten Personenschicht. Die Auswertung des Fundmaterials ergab denn auch interessante sozialgeschichtliche Aspekte, die eine systematische Untersuchung des Platzes als wünschenswert erscheinen ließen.

Inzwischen sind Vorberichte über die Plangrabungen veröffentlicht worden (V. MILOJIC: *Ausgrabungen in Deutschland*, Teil 2, 1975, 181ff.). Eine alamannische Besiedlung vom späten 3. Jahrhundert bis ins 8. Jahrhundert konnte nachgewiesen werden. Zu Beginn des 6. Jahrhunderts bewirkte eine Brandkatastrophe ein vorläufiges Ende. Nach einem Unterbruch von etwa 150 Jahren setzte im späteren 7. Jahrhundert eine zweite Besiedlungsphase ein. Die Befunde brachten Indizien, daß es sich weniger um einen adeligen Herrnsitz als vielmehr um eine kleine befestigte Burgstadt handelte, deren Untergang oder Aufgabe im 8. Jahrhundert mit der Beseitigung der alamannischen Herzöge durch die Karolinger (Blutbad von Cannstatt 746) in Verbindung gebracht wird. Beachtenswert ist die Feststellung, daß sich in dieser Burg und auf den außerhalb liegenden Terrassen Funde bergen ließen, die eine differenzierte Sozialstruktur dieser Höhensiedlung widerspiegeln: Eisengewinnung, Waffen- und Eisenschmiede, Bronze- und Silbergießer, Goldschmiede, Glasverarbeitung, Geweih- und Knochenschnitzereien, Gagat- und Edelsteinverarbeitung, Weberei und Händler (byzantinisches Gewichtsmaß!). Durch die aus den Befunden ableitbaren Verbindungen zwischen Handwerk, Produktion, Handel und den Herrschern der Befestigung verkörpert der Runde Berg bei Urach einen Siedlungstypus und eine Bevölkerungsstruktur, die am ehesten mit den Strukturen spätantiker Städte verglichen werden können.

Rudolf Degen

HELMUT ROTH: *Die Ornamentik der Langobarden in Italien.* «Antiquitas» Reihe 3, Band 15. (Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 1973.) XV und 307 S., 157 Textabb., 45 Tafeln, 1 Chronologietabelle, 4 Karten.

Unter den völkerwanderungszeitlichen Kunstformen nimmt das Tierornament eine bevorzugte Stellung ein. Es hat im grundlegenden Werk von B. Salin «Die altgermanische Thierornamentik» (1904) eine Gesamtdarstellung und eine bis heute mehr oder weniger gültige Gliederung in Stil I und Stil II erhalten. Die seitherigen Ansichten über die Entstehung und Ausbreitung der Tierornamentik und die Versuche, die einzelnen Stilentwicklungen in ein sicheres chronologisches Schema zu bringen, sind vielfältig. Einhelligkeit besteht vornehmlich in der kürzlich von G. Haseloff (1973) nochmals dargelegten Tatsache, daß diese Tierornamentik aus einer barbarischen Umformung spätrömischer Kunstformen hervorgegangen ist. Unterschiedliche Datierungskriterien verhindern vorderhand eine Übereinstimmung der Auffassungen über den Ablauf der Stilentwicklung und insbesondere über die Richtung der Beeinflussung und Ausstrahlung. Aus diesem Grunde dürfen von jeder sorgfältigen Studie neue Erkenntnisse und Gesichtspunkte sowie Bausteine erwartet werden für eine fundierte Rekonstruktion der tatsächlichen Entwicklung und des Wirkungsgrades etwa des nordischen, fränkischen und langobardischen Kunstkreises.

Die Ornamentik der Langobarden des 6./7. Jahrhunderts spielt bekanntlich in der Kunstgeschichte eine maßgebende Rolle, weil deren Einflüsse auf die frühmittelalterliche Ornamentik Mitteleuropas im allgemeinen als bedeutsam angesehen werden. Um so erstaunlicher ist es, feststellen zu müssen, daß die Bearbeitung der archäologischen Grundlagen für die Langobarden in Italien noch arg im Rückstand liegt, wenn man ihn etwa mit unserem heutigen Wissen über die Franken und Alamannen vergleicht. Dank der regen Impulse insbesondere Otto von Hesses ist die Forschung aktiver geworden. Neben einigen Arbeiten der Bestandaufnahme, die in letzter Zeit erfreulich zahlreicher werden, und der Auswertung großer aufschlußreicher Fundgruppen, wie die der Goldblattkreuze und der Bügelfibeln, sind es vor allem Studien zur Ornamentik der Langobarden und

über deren Zusammenhang mit derjenigen des Nordens, der ursprünglichen Heimat dieses in der Völkerwanderung in Bewegung geratenen Volkes. Es wurde die Meinung vertreten, der nordische Stil I sei mit den Langobarden nach Italien eingeführt worden und habe sich auf Grund des Einflusses der antik-mediterranen Flechtbandornamentik zu Stil II entwickelt und in der Folge seinerseits in den nordalpinen Raum ausgestrahlt.

Was die Langobarden im Jahre 568 aus Pannonien, der Zwischenstation ihrer Wanderung nach Oberitalien, mitgebracht haben, ist von J. Werner 1962 in seinem Buch «Die Langobarden in Pannonien» dargelegt worden. Helmut Roth unternimmt nun den Versuch, sämtliche verzierten Objekte aus dem langobardischen Italien und, soweit möglich, auch die nach dem Norden gelangten Stücke langobardischer Provenienz zu erfassen und zu datieren. Zu seiner ornamenttypologischen Studie, wie sie auf solch subtiler Art und Weise hier erstmals vorgenommen wird, liefern ihm die Bügelfibeln und Goldblattkreuze, die hauptsächlichsten Träger langobardischer Ornamente, die aufschlußreichsten Indizien für die chronologische Entwicklung. Dementsprechend besteht das Werk aus drei Hauptteilen, den drei analytischen Arbeiten 1. über die Bügelfibeln, 2. über die Goldblattkreuze und andere Preßblecharbeiten sowie 3. über Gürtelteile, Teile des Wehrgehänges, Zaumzeugteile u.a. mehr.

In eingehenden Untersuchungen wird die Ornamentik bis ins Detail analysiert und auf die Quellen der einzelnen Kompositionselemente zurückgeführt. Dabei erweist sich die alte Gliederung des schwedischen Forschers B. Salin in Stil I und Stil II als unzureichend. Es zeigt sich je länger, desto mehr, daß seine beiden Stile als Kompositionsprinzipien zu werten sind: Stil I mit der Addition von Tiermotiven oder von Tierdetails, Stil II dagegen mit dem symmetrischen Flechtband als Grundelement, wobei verschiedene regionale Ausprägungen dieser Stile zu fassen sind. Mit einer neuen Stufe «Schlaufenornamentik» versucht H. Roth, Erscheinungen zu klären, die bisher eine unterschiedliche Beurteilung erfahren haben, da sie sich weder mit dem additiven Stil I noch mit dem Flechtbandstil II der herkömmlichen Auffassung erklären ließen. Ausführlich wird dargelegt, daß dieser Schlaufendekor eine zu Schlaufen mit Tierdetails aufgelöste Degenerationserscheinung des Stils I darstellt. Die Stufe «Schlaufenornamentik» faßt der Autor als eine selbständige Weiterentwicklung des Stils I auf, die jedoch niemals zu Stil II geführt habe oder gar als Degenerationserscheinung des Stils II angesehen werden dürfe, wie das vielfach seit N. Åberg geschehen sei.

Die neue stilistische Gliederung wird am Beispiel der recht gut datierbaren Bügelfibeln erläutert, begründet und in ein neues Chronologieschema gestellt: Stil I (Gruppe A): 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts. – Schlaufenornamentik (Gruppe B): 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts bis um 600. – Stil II (II A, II B 1, II B 2): Ende des 6. Jahrhunderts bis 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts.

Für die Einordnung der Goldblattkreuze in den zeitlichen Stilablauf ergibt sich somit ein neuer Ansatzpunkt, was im zweiten Hauptteil des Werkes behandelt wird. Die absolute Datierung dieser Kreuze ist ja noch nicht gelöst. Nach den Untersuchungen des Autors gibt es bisher keine Goldblattkreuze, die nach den Kompositionsprinzipien des Stils I, wie er mit der Gruppe A der Bügelfibeln vorliegt, gestaltet und verziert sind. Dagegen gelingt es ihm, die Verzierung der Kreuze mit den Stufen der Schlaufenornamentik und des Stils II zu synchronisieren.

Die minutiöse Untersuchung der Details und Kompositionen ermöglicht es dem Verfasser zudem, neue Indizien für die Herkunft und Entstehung der Stile zu finden. Die Übernahme des Stils I von Skandinavien auf den europäischen Kontinent gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts und die Ausbildung zu selbständigen Formen ist nach ihm nicht nur in Pannonien und Italien, sondern auch am Mittelrhein und in Alamannien zu lokalisieren.

Der Verfasser teilt also den Stil I des Kontinents in zwei Gruppen und macht Gründe dafür namhaft, wonach Stil I der Langobarden nicht von den Alamannen vermittelt worden sein kann, sondern auf einem östlichen Weg nach Pannonien und schließlich nach Italien gekommen ist.

Was die Schlaufenornamentik anbetrifft, so wird dieser Dekor von nordalpinen Stil-I-Kompositionen abgeleitet, weil sich im nordalpinen Raum ein lückenloser Übergang von reinen Stil-I-Kompositionen zur Schlaufenornamentik aufzeigen läßt. Nach H. Roth nahm diese Entwicklung, die bis nach Italien ihre Wirkung ausgeübt habe, in Alamannien ihren Anfang, strahlte ins Mittelrheingebiet und nach Thüringen aus, ist also letztlich von einer im weitesten Sinne westlich-merowingischen Herkunft. Mit Recht wird der Einfluß von Flechtbandornamentik einer spätantiken nordalpinen Tradition als bedeutungsvoll gewertet.

Der Stil II ist nicht ausschließlich in Italien entstanden. Seine Anfänge liegen in verschiedenen «Ornamentlandschaften» der Merowingerzeit. «Italien ist eine Landschaft des frühen Stils II, wie andere nördlich der Alpen auch. Der Anteil der Langobarden ist wohl darin zu sehen, daß sie – vorbereitet durch Flechtbandbildungen des 6. Jahrhunderts im Norden – während ihrer italischen Phase das mediterrane Flechtband aufgegriffen haben und damit den voll entwickelten Stil II schufen, der dann seinerseits auch in die Räume nördlich der Alpen wirkte.»

Die Studie des Autors gilt in erster Linie der langobardischen Ornamentik, welcher er für die Ausbildung des vollen Stils II eine besondere Bedeutung beimißt. Es wird Aufgabe der weiteren Forschung sein, in gesamt-europäischem Rahmen den Ausstrahlungs- und Einflußrichtungen tierornamentaler Motive nachzugehen, wobei nicht außer acht gelassen werden darf, daß auch dem früh beginnenden fränkischen Tierstil eine weitreichende Bedeutung zugekommen sein dürfte.

In einem Schlußkapitel bemüht sich Helmut Roth, die Verbreitung der Bügelfibeln und der Goldblattkreuze mit der historischen Geographie des Langobardenreiches in Bezug zu setzen. Mittels vier Karten zu Stil I, zur Schlaufenornamentik, zu Stil II A und II B wird die Verbreitung der Funde aufgezeichnet und zugleich auf die politisch-territorialen Verhältnisse projiziert. Der Verfasser kann belegen, daß die Verbreitungskarte der langobardischen Funde kein zufälliges Bild ergibt, sondern in den politischen, siedlungsgeschichtlichen Verhältnissen, zum Teil aber auch in trachtgeschichtlich bedingten Voraussetzungen begründet ist.

Rudolf Degen

FRANZ RADEMACHER: *Die Gustorfer Chorschranken*. Das Hauptwerk der romanischen Kölner Plastik. Schriften des Rheinischen Landesmuseums Bonn, Band 3. (Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 1975.) 284 S., 212 Abb. im Text und 20 Tafeln.

Das Rheinische Landesmuseum in Bonn erwarb 1939 aus der neugotischen Pfarrkirche von Gustorf bei Grevenbroich eine Folge von zwölf steinernen Reliefplatten einer ehemaligen Chorschranke. Sie waren an den Seitenwänden der Turmhalle von 1876 eingemauert, dort durch Mauersenkungen und Feuchtigkeit gefährdet. Man hatte sie aus der 1870 abgebrochenen alten Kirche übernommen, wo sie in Schiff und Chor eingelassen waren, wobei, wie schon um 1850, Teile davon verloren gingen. Es ist klar, daß ein so umfangreicher und bedeutender Zyklus nicht für diese Dorfkirche entstanden sein konnte, sondern erst im 19. Jahrhundert im Zeichen der Bewahrung historischen Kunstgutes hierher gelangt sein mußte. Da die Gustorfer Kirche seit 1599 den Kölner Jesuiten und seit 1773 direkt dem Erzbischof von Köln unterstellt war, ist, wie auch die stilistische Analyse nahelegt, an Herkunft aus der Bischofsstadt zu denken. Hier nun kommt eigentlich nur die 1817 abgebrochene Kirche

St. Mariengraden hinter dem Domchor in Betracht, deren Inventar ringsum verstreut wurde. Der um 1060 gestiftete doppelchörige Bau mit Ost- und Westkrypta und etwa 11,5 m weitem Mittelschiff konnte einer so großen Schranke, wie sie sich an Hand der Bonner Fragmente rekonstruieren läßt, Raum bieten.

Die durchschnittlich 85–88 cm hohen Kalksteintafeln zeigen unter Blendarkaden einzelne oder zu Gruppen zusammengefaßte Gestalten der neutestamentlichen Heilsgeschichte. Eine erste Gruppe umfaßt die thronende Muttergottes, der zwei Hirten der Verkündigung und die anbetend sich nähernden Heiligen Drei Könige zugeordnet sind. Eine zweite Gruppe stellt den Besuch der drei Frauen am Grabe Christi dar, als Szene der Auferstehung des Erlösers. Eine dritte Gruppe schließlich zeigt den thronenden Christus, flankiert von den Aposteln, von denen sich drei erhalten haben. Die fehlenden neun weiteren Jünger sind offensichtlich mit den um 1850 und 1870 verlorengegangenen Teilen identisch.

Die Grundgestalt der Schranke und die Position der drei Gruppen ist eindeutig rekonstruierbar, da die linke äußere Apostelfigur und die äußere Hirtenfigur erhalten sind. Diese beiden Reliefs stoßen rechtwinklig aneinander, ihre Arkaden ruhen auf einer gemeinsamen Ecksäule. Die ganze Bilderfolge war somit an der Innenseite einer U-förmigen Mauer angebracht. Die in der Tiefe liegende Breitseite enthielt in dreizehn Arkaden die Gestalt des thronenden Christus und der stehenden zwölf Apostel. Die rechtwinklig nach vorn verlaufenden seitlichen Partien in je vier Arkaden die Erscheinung des Herrn vor Hirten und Drei Königen beziehungsweise den Besuch der drei Frauen am Grabe als Darstellung der Auferstehung.

Das Ganze, 6,6 m breit und 1,9 m tief, rekonstruiert Rademacher als Abschränkung eines erhöhten Apsisraums und seiner beiden seitlichen Treppenzugänge. Vor dieser Schranke wäre ein Kreuzaltar zu denken.

Die in älteren Publikationen oft mit Ergänzungen und Übermalungen oder sogar nach Abgüssen abgebildeten Skulpturen sind seit 1950 von allen Zutaten befreit. Alte Fassungen wurden offenbar zu Beginn des 19. Jahrhunderts entfernt. Eine reiche und detaillierte Fassung ist selbstverständlich anzunehmen; das Buch des Erlösers war wie ein richtiger Buchdeckel mit Steinen geschmückt, deren Vertiefungen heute leer sind.

Der Verfasser geht, nach den hier in Raffung knapp skizzierten Fakten, zu einer an Ausführlichkeit und Beachtung aller erdenklichen Gesichtspunkte kaum überbietbaren Analyse des ikonographischen Bestandes über. Das zentrale Thema des inmitten der Apostelreihe thronenden Erlösers bietet Anlaß, die Darstellung in der hier vorliegenden Variante auf ihre Eigenheiten hin aufzuschlüsseln und diesen Sonderaspekten kleine Monographien zu widmen. Das Motiv Christi mit den Aposteln wird relativ kurz eingeordnet, ausführlich hingegen die spezifische Ausformung des Bildes des thronenden Erlösers; er sitzt frontal auf einem mensaförmigen kahlen Thron, die Rechte in lateinischem Segensgestus erhoben, mit der Linken ein geschlossenes Prunkbuch auf dem Knie haltend; in den Zwickeln des Kleeblattbogens erscheinen die Allegorien von Sonne und Mond. Als weiteres Detail zeigt sich in der Gewandung Christi eine vor der rechten Schulter und über den Füßen sichtbar werdende priesterliche Stola.

Soweit wie nur möglich versucht der Autor auch, das ursprüngliche Erscheinungsbild mit der unbedingt nötigen detaillierten und die Plastik ergänzenden farbigen Fassung zu rekonstruieren. So etwa, indem er sich Gedanken macht, wie der blockhafte Thron bemalt, wie das Gewand farbig durchgegliedert war. Ein breiter Raum ist der typologischen Einordnung des Buches Christi in tatsächliche Buchdeckel und verwandte Kompositionen gewidmet. Die Attribute von Sol und Luna zu Häupten des Erlösers werden als höchst wichtige und bewußt eingesetzte Attribute des Weltenherrschers bis in ihre antik-

heidnischen Vorstufen zurückverfolgt und in zahlreichen frühmittelalterlichen und romanischen Christusbildern der Plastik und Malerei vorgestellt wie auch in mittelalterlichen Herrscherriegeln. Siegel und Goldbullen etwa des englischen Königs Richard I. Löwenherz, Kaiser Ottos IV. und König Andreas II. von Ungarn zeigen neben dem Haupt des Monarchen Sonne und Mond als Herrschaftszeichen, wie sie zum Beispiel in vielen Tympana – Autun als Exempel – neben dem Pantokrator vorkommen. Die priesterliche Stola schließlich, die der Christus der Gustorfer Schranken trägt, verherrlicht einen andern Aspekt Christi, den des neuen Melchisedech. Gerade aus der Kölner Buchmalerei lassen sich mehrere Parallelen dazu finden. Mit Buch, Stola und Gestirnen ist der Christus dieser Schranken in dreifacher Weise als Lehrer, Priester und Weltenherrscher charakterisiert.

Die Szene der Verkündigung an die Hirten – ohne eine Anbetung an der Krippe – mag zunächst erstaunen, kommt jedoch als Einzelszene schon öfters vor, so etwa im Perikopenbuch Heinrichs II. oder auf der Holztüre von St. Maria im Kapitol in Köln. Mit Recht weist der Autor auf die uralten frühchristlichen Darstellungsformeln dieser Hirtenbilder hin, die man in antiken bukolischen Themen sogar noch weiter zurückverfolgen könnte. Die Huldigung der in lebhaftem Zug sich dem Christuskind auf dem Schoß der thronenden Mutter nähernden Drei Könige lebt noch vom Schema spätantiker heidnischer Schilderungen huldigender und Tribute bringender Barbaren vor römischen Herrschern. Dem Typus der frontal sitzenden Muttergottes mit dem seitlich sitzenden Kind ist wiederum ein eigener Exkurs gewidmet, von frühchristlichen Mosaiken und Elfenbeinen bis zu den romanischen Tympana reichend. Dabei wird wiederum ins Detail gegangen; das kaum beachtete Motiv, daß das Kind die Sohle eines Fußchens zeigt, ist für den sorgfältigen Betrachter ein Zeichen dafür, daß byzantinische Vorlagen verarbeitet wurden. « Diese charakteristische Form der Überkreuzung der Beine des Christuskindes mit meist stark betonter Sichtbarmachung einer Fußsohle ist eine auf Byzanz und letzten Endes auf die Antike zurückgehende Eigenart. » Ebenso wird die Komposition der Drei Könige in die Entwicklungsreihe ihrer Darstellung eingeordnet. Ihr strenger Schematismus wirkt recht archaisch, an die römischen Prototypen erinnernd. Doch hätte der Autor durchaus die Geschlossenheit der Dreiergruppe und die nüancierte Abwandlung ihrer Bewegung rühmen dürfen, die geradezu an die Szene eines geistlichen Spiels gemahnt. Solche gab es übrigens in liturgischem Rahmen an Epiphanie durchaus.

Insofern bietet der Besuch der drei Frauen am Grabe Christi nicht nur künstlerisch und kompositionell eine Parallele. Auch da holt der Verfasser weit aus, um die Geschichte dieses Bildthemas zu schildern. Hier nun herrscht ein ruhiges, statisches Prinzip. Im Unterschied zu den vielen, auch abgebildeten Darstellungen des Themas sind die drei Frauen nicht als kompakte wandernde Gruppe, sondern als vereinzelt Standbilder unter je eine Arkade gestellt. In der vierten Arkade erscheint auf dem leeren Sarkophag sitzend der sprechende Engel.

Zusammenfassend beschäftigt sich der Autor mit der Frage des Gesamtprogramms. Von den vier Stufen des Heilsgeschehens, nämlich Geburt, Passion, Auferstehung und Wiederkunft zum Gericht, sind hier drei dargestellt; die Passion wäre im Triumphkreuz über dem Altar verwirklicht gewesen. Andere Ensembles, wie Altäre, Reliquiare, Buchdeckel, werden hinsichtlich ähnlicher oder abweichender Anordnung solcher Heilsthemen befragt. Allein schon die Gestalt des jeweiligen Bildträgers diktiert recht unterschiedliche Kompositionen. Schließlich widmet der Autor auch dem Rahmensystem der Arkaden seine Aufmerksamkeit, eine von der Antike übernommene, tausendfach abgewandelte Bildformel.

Für die stilistische Einordnung und Datierung der Gustorfer Schranken ist bereits in den ikonographischen Kapiteln ein gro-

bes Vergleichsmaterial zusammengetragen. Es wird in einem letzten Teil noch bereichert. Das Resultat lautet dahin, daß die stilistisch sehr einheitliche Folge ein Hauptwerk der Kölner Plastik und im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts, am ehesten etwa 1130 bis 1140, geschaffen worden sei.

Die Auffassung der Figuren als klar umrissene, körperhaft von einem glatten Hintergrund sich lösende Einzelgestalten geht ohne Zweifel letztlich auf Impulse zurück, welche die Metallkunst, vor allem das berühmte Taufbecken des Reiner von Huy um 1107/1118, des Maasgebietes auslöste. Die Gustorfer Schranken sind «in Köln von einheimischen Bildhauern gearbeitet», «ihre Zugehörigkeit zur kölnischen Kunst ist durch die angeführten stilistischen Parallelen, vor allem aus der Miniaturmalerei, aber auch der Elfenbeinkunst, eindeutig erhärtet. Überdies ist aus der gleichen Werkstatt, aus der die Gustorfer Schranken hervorgingen, in Köln noch ein weiteres, an seinem ursprünglichen Platz befindliches etwas jüngeres Werk erhalten, das Tympanon der Cäcilienkirche.» In etlichen späteren Werken der Kölner Plastik wird der Reflex der Schrankenreliefs erkennbar.

Das Buch Rademachers ist, bei aller Weitschichtigkeit, doch streng monographisch auf seinen Gegenstand hin ausgerichtet. Es bleibt dem Leser überlassen, den Standort dieses wichtigen Denkmals seiner Gattung in der Entwicklung figürlich geschmückter Chor- und Altarschranken zu suchen. Als eines der frühesten erhaltenen Beispiele steht es in der Reihe des Trierer Doms, St. Michael in Hildesheim, der Liebfrauenkirche in Halberstadt, des Bamberger Doms und so fort.

Dabei stellt sich auch eine andere Frage ein. Die Skulpturen der Gustorfer Schranken könnte man auf Grund der übrigens vorzüglichen Photos leicht für Stuckplastiken halten. Ihre Formung ist wenig «steinmäßig», sondern zeigt die weiche und schneidende Faktur der Stucktechnik, die ja kürzlich durch das Buch von Waldemar Grzimek, *Deutsche Stuckplastik 800–1300*, Berlin 1975, vermehrt ins Bewußtsein gehoben wurde. Von solchen Werken dürften also den Gustorfer Schranken gleichfalls Anregungen zugeflossen sein. Oder waren ihre Meister von Haus aus auch Stuckplastiker?

Adolf Reinle

HANS ERB und MARIA-LETIZIA BOSCARDIN: *Das spätmittelalterliche Marienhospiz auf der Lukmanier-Paßhöhe*. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur, Heft 17. (Chur 1974.) 70 S., 69 Abb. auf Tafeln.

Bevor der Stausee die Paßlandschaft des Lukmaniers 1968 überflutete, wurde auf Veranlassung des Rätischen Museums (Dr. Hans Erb) das schon von Iso Müller erschlossene erste Hospiz im Lauf einer von Lüzi Stupan geleiteten archäologischen Grabung gefunden und aufgedeckt. Die Kampagne fand unter Zeitdruck im Sommer 1966 statt. Das archivalisch auf 1374 festlegbare Hospiz (bzw. dessen Kapelle) wurde in seiner Gesamtheit ausgegraben (Ko. 704225/159600). Mehrere bedeutende Funde belohnten und bestätigten die Unternehmung. Die von Boscardin vorgelegte Fundliste enthält neben zahlreichen Keramik- und Glasresten, Waffen, Handwerks-, Land- und Hauswirtschaftsgerät auch eine Maultrommel des 13. Jahrhunderts, ein romantisches Räucherfaß, wozu ein Vergleichsstück im Schweizerischen Landesmuseum vorhanden ist (LM 6284), und ein frühgotisches Altarkreuz mit feuervergoldetem Kruzifixus (die letzteren aus der Kapelle, deren Innenmaße 4,1 × 2,7 m betragen). Von besonderem Interesse sind auch die Fragmente von Wandmalereien, die sich u. a. zu einem nimbierten weiblichen Kopf mit Unzialschrift ergänzen ließen. Zur Kenntnis der mittelalterlichen Gestalt eines Paßhospizes bilden die Ausführungen von Hans Erb einen wertvollen Beitrag. Sie ergänzen die

beim Septimer und beim Großen Sankt Bernhard für eine etwas frühere Epoche bereits gemachten Entdeckungen.

Die beiden religiösen Hauptfunde sind bereits von Iso Müller im 11. Heft der Schriftenreihe des Rätischen Museums publiziert worden (1971). Was die von A. Wyss ins späte 14. Jahrhundert, also nach 1374, datierten Wandgemälde anbelangt (vgl. S. 17, Anm. 24), so scheinen diese eher – wie Räucherfaß und Maultrommel – dem 13. Jahrhundert, d. h. der spätromanischen Periode, anzugehören. Es hätte dies als Hinweis dafür zu gelten, daß die Ausmalung der Kapelle und diese selbst älter sind, als nach den von Iso Müller erschlossenen Quellen (vgl. S. 11, Anm. 14) und Erbs Ansicht anzunehmen wäre. L. Wüthrich

MARCEL GRANDJEAN, WERNER STÖCKLI, PIERRE MARGOT, CLAUDE JACCOTTET: *Le cloître de la cathédrale Notre Dame de Lausanne*. Cahiers d'archéologie romande 4. (Bibliothèque historique Vaudoise, Lausanne 1975.) 72 S., 35 Abb.

Von den Veröffentlichungen zur 700-Jahr-Feier der Kathedrale von Lausanne sei nur an die von den besten Kennern geschriebene Monographie «La cathédrale de Lausanne» (Bern 1975), den Ausstellungskatalog und den Artikel von Marcel Grandjean über Straßenführung und «grande travée» in dieser Zeitschrift (Bd. 32, 1975, S. 193–220) erinnert. Sie sind zuletzt von Francis Salet im «Bulletin monumental» (Bd. 135, 1977, S. 21–41) ausführlich gewürdigt und um drei neue Thesen bereichert worden: neue Chronologie des Chorumgangs, Vermutungen über einen Urplan mit turmf flankierten Querhausfronten, Zweifel an der Wölbung der Straßenpassage durch die «grande travée». Dagegen ist ihm wie vielen anderen das 72seitige Heft über den Kreuzgang entgangen, das hier nachträglich angezeigt werden soll.

Marcel Grandjean stellt Texte und Bilddokumente zusammen, um die am Kreuzgang liegenden Räume und Altäre zu situieren, u. a. das «carentena» genannte Fastenrefektorium des Kapitels sowie die beiden nacheinander gebrauchten Kapitelsäle. Entgegen älterer Meinung verschwand der Komplex erst im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts; nähere Angaben wird der nächste Kunstdenkmälerband Lausanne bringen.

Ausführlicher als in der Cathedralmonographie interpretiert Werner Stöckli alte und neue Ausgrabungsergebnisse. Dem Kreuzgang aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts fehlte der vierte, neben der Kathedrale liegende Arm. (Als Parallelen könnte man die Kreuzgänge am Basler Münster und an der Klosterkirche Muri aufführen, die durch Umbauten den dritten Arm verloren und gleichwohl funktionstüchtig blieben.) Zwei Portale ermöglichten den «circuit fermé» und banden Kirche und Kreuzgang eng zusammen. Ob der Blick vom Querhausportal zum Rosenfenster von Bedeutung war, wie es Abbildung 18 suggeriert, sei dahingestellt. In der noch erhaltenen «chappelle de Loys» konnte der Restaurator Théo-Antoine Hermanès schon 1960–1962 zahlreiche Steinmetzzeichen feststellen. Sie zeigen 20 oder 21 Steinmetzen am Werk, nach ihrer Zahl und nach den Übereinstimmungen mit den Steinmetzzeichen von Schiffgewölben und Turminnern die Mannschaft des «magister operis» Jean Cotereel. Vier nahe beisammen liegende Stellen für Glockenguß, wohl aus dem 15. oder 16. Jahrhundert, bezeugen für Lausanne die bis ins 18. Jahrhundert bekannte Sitte, Glocken neben der Kirche zu gießen statt sie auf den einst unsäglich schlechten Straßen zu führen.

Am Schluß des Heftes stellen Pierre Margot, «architecte de la cathédrale», und Architekt Claude Jaccottet die nach den Ausgrabungen geschaffene, als Übergangslösung gedachte Umgebung der Kathedrale und das Projekt für die Neugestaltung des Platzes nördlich der Kirche vor. Jaccottet stellt dabei das ästhe-

tische über das didaktische Argument: «[...] ce qui a prévalu [...], c'est le fractionnement de l'espace en relation avec les structures construites retrouvées dans le sol qui ont servi de points d'appui. Ce qui importe n'est pas que ce fractionnement rappelle un état médiéval disparu, mais qu'il existe pour donner à l'espace ordonné une vibration qui le mette en rapport hiérarchique avec l'édifice qui le domine.»

Möge der flüchtige Bericht gezeigt haben, daß die Cathedralmonographie die Kreuzgangmonographie von Lausanne nicht ersetzt!
Georg Germann

BARBARA MARKOWSKY: *Europäische Seidengewebe des 13. bis 18. Jahrhunderts*. Katalog des Kunstgewerbemuseums Köln, Band VIII. (Köln 1976.) 463 S., 812 Abb. im Text und auf Tafeln (davon 2 in Farbe).

Textilsammlungen und -museen sollten diesen wichtigen Katalog in ihre Bibliothek aufnehmen, denn das in jeder Beziehung ausgezeichnete Nachschlagewerk bringt in lückenloser Abfolge charakteristische Gewebe aus sechs Jahrhunderten, die, wenn nicht gar identisch, so doch in ähnlichen Varianten in zahlreichen andern Sammlungen ebenfalls vorhanden sind. Nicht nur wurden im Kölner Katalog alle 731 aufgeführten Nummern genau beschrieben und abgebildet, sondern 51 Stücke überdies noch auf ganzseitigen Tafeln gezeigt sowie ergänzend Vergleichsstoff, Vorlagen und Gemälde, während 10 Farbtafeln das Bild abrunden. Die übersichtliche Anordnung der riesigen Materialmenge kann vor allem den Textilspezialisten beim Einordnen und Datieren der eigenen Bestände sehr behilflich sein. Ein derartiger Reichtum an Vergleichsstücken ist stets willkommen. Die Abbildungen sind scharf und zeigen möglichst ein oder gar mehrere Musterrapporte.

Die knappen, präzisen Katalogangaben vermitteln jeweils Zeitstellung, Herkunft, Maße, Bindung, Farben, Muster, Inventar- und Negativnummer sowie Vergleichsstücke, es seien Parallelen und/oder Varianten. Eine Art Catalogue raisonné also, der Schule machen sollte. Wie uns in der Einleitung Brigitte Klesse versichert, war Barbara Markowsky durch ihre Vorarbeiten prädestiniert, diesen Bestandeskatalog in Angriff zu nehmen und ihn auch in verhältnismäßig kurzer Zeit mit aller Gründlichkeit zu einem fugenlosen wissenschaftlichen Nachschlagewerk werden zu lassen.

Die rund hundert einführenden Textseiten sind auch für den Nichtfachmann gut verständlich und orientieren umfassend über alle Aspekte der Seidenweberei. Ebenso bilden diese Angaben dank klarer Anordnung ein handliches Rüstzeug für den Spezialisten. Interessant ist das Kapitel über die Entstehung der Sammlung. Hier in Köln machten sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts ähnliche Strömungen wie in vielen andern großen Museen bemerkbar. Man begann auf privater und halbprivater Ebene allmählich den Textilien Beachtung zu schenken, während gleichermaßen Wissenschaftler sich dieser Materie ernsthaft zuwandten und für uns heute Pionierarbeit leisteten. Es sei hier nur zum Beispiel an Otto von Falke oder an die vor knapp zwei Jahren im Alter von achtundneunzig Jahren verstorbene Marie Schuette erinnert.

Barbara Markowsky teilt ihren Band in vier große Kapitel, beginnend mit der Geschichte der europäischen Seidenweberei. Sie zeigt den Weg der Seide aus dem Orient nach Europa und bespricht dann die einzelnen Länder, wo Seidenweberei nachgewiesen werden kann. Die italienischen Zentren Lucca, Venedig und Florenz nehmen einen besonderen Platz ein. Wir Schweizer suchen allerdings vergeblich einen Hinweis auf Mailändische Manufakturen, obgleich man in unserem Land viele Seidenstoffe des 18. Jahrhunderts als sogenannte Mailänder Arbeiten zu bezeichnen pflegt. Der Ausdruck hat sich vor allem in der

Paramantik derart eingebürgert, wo man üppig broschierte und lancierte Gewebe damit meint, obgleich der Fachmann in ihnen Lyoner Produkte erkennen kann. Markowsky erläutert Lyon und Tours, für Deutschland Berlin und Krefeld, während Spanien, die Niederlande, England, Österreich, die Schweiz, Dänemark, Schweden und Rußland gestreift werden.

Ein weiteres Kapitel ist der kunstgeschichtlichen Entwicklung der europäischen Seidenweberei gewidmet, wobei die beiden Hauptproduzenten, Italien und Frankreich, genau erfaßt werden: Italien vom 12. bis 17. Jahrhundert mit den charakteristischen Ziermotiven, ikonographischen Elementen und stilistischen Strömungen, Frankreich mit seinen zahlreichen typischen Stil- und Schmuckelementen, die sich seit 1695 bis um 1790 oft auf fünf Jahre genau datieren und bisweilen auch mit den Namen von Entwerfern verbinden lassen. Von den sogenannten bizarren Seiden bis zu den Stoffen mit Chinoiserie Dekor ist in Köln alles vorhanden. Lediglich Chinéstoffe scheinen zu fehlen. Die typischen Taftseiden des späten 18. Jahrhunderts sind sonst in nahezu allen Sammlungen vertreten. Ob sie die Autorin als Drucke betrachtet und deshalb nicht aufgenommen hat oder ob es sie in Köln tatsächlich nicht gibt? Sie hat übrigens gerade diesen zarten Modefarben besondere Beachtung geschenkt und legt uns eine reiche Palette authentischer Farbbezeichnungen vor, köstliche Namen, von denen man bisher kaum je gehört hat.

Markowsky berichtet ergänzend von den Organisationsformen der Seidenweberei. Wiederum stehen Italien und Frankreich im Rampenlicht; Zunftordnungen und Reglemente für die Manufakturen mögen auch bei der Organisation der Berliner Seidenindustrie wegweisend gewesen sein. Die Verfasserin gedenkt schließlich der Handwerker und Künstler und erläutert die Ausbildung des französischen Seidenwebers am Beispiel des Lyoner Reglements. Verhältnis von Geselle und Meister, Stellung der Musterzeichner sowie Musterschutz und Kampf gegen Konkurrenz und Spionage bilden wichtige kulturgeschichtliche Ergänzungen zu den technischen und kunsthistorischen Angaben.

Praktisch beim Gebrauch des Kataloges ist das beigelegte Vokabular der Textiltechniken, ein Auszug aus der offiziellen deutschen Ausgabe, welche 1971 vom Centre International d'Etudes des Textiles Anciens in Lyon veröffentlicht worden ist. Und genauso wie dieses Vokabular in allen Textilrestaurierungswerkstätten und bei sämtlichen Wissenschaftlern, die sich mit Textilien zu befassen haben, zum täglichen Werkzeug gehört, sollte dort überall auch der Katalog des Kunstgewerbemuseums der Stadt Köln griffbereit sein, denn das erfaßte Material dürfte zweifellos vielen von uns gute Dienste erweisen.

Jenny Schneider

JEAN-MICHEL TUCHSCHERER et GABRIEL VIAL: *Le Musée historique des Tissus de Lyon*. Introduction historique, artistique et technique. (Albert Guillot, Lyon 1977.) 52 S., 70 Schwarzweiß- und 4 Farbtafeln.

Das vorliegende Bildheft macht den Anfang einer geplanten Serie unter dem Titel «Les Grands Musées de Lyon». Das Musée historique des Tissus darf als wichtigstes in Lyon angesprochen werden und gehört seiner Bestände wegen sicherlich auch zu den bedeutendsten Textilsammlungen überhaupt. Die Autoren der Publikation sind einerseits der Konservator, andererseits der bewährte Professeur à l'Ecole des Industries textiles de Lyon et Assistant technique du Musée historique des Tissus, der zahlreichen Kunsthistorikern aus der ganzen Welt in knapp gefaßten Kursen die Grundbegriffe der Textiltechniken vermittelt hat.

Wenn wir von einem Bildheft sprechen, so deshalb, weil die Abbildungen lediglich von einer kurzen Bildlegende begleitet

sind und durch keinerlei Katalogangaben erläutert werden. Es betrifft ausgewählte Stücke, wie koptische Gewebe, Stoffe aus Ägypten, Persien, der Türkei, Spanien und Italien, wobei die Seiden aus Lucca und die norditalienischen Samtstoffe von der Bedeutung der Sammlung berichten. Den Hauptanteil bilden die Lyoner Seidenstoffe vom 17. bis ins 20. Jahrhundert. Obgleich das Museum in erster Linie Gewebe besitzt, werden auch einige markante Stickereien des 15. bis 17. Jahrhunderts abgebildet; über die berühmten Teppiche liest man lediglich im Textteil. Seidenstoffe aus Tibet, Japan und China runden die Übersicht ab.

Der den Abbildungen vorangehende Text der beiden Autoren ergänzt die Geschichte des bedeutenden Lyoner Textilmuseums aufs beste. Tuchscherer schildert Entstehung und Schicksal der Sammlung und bespricht dann in chronologischer Folge die wichtigsten Produktionszentren in Orient und Okzident. Mit einer Bibliographie schließt er seinen Teil. Vial erläutert die technischen Aspekte. Dankbar ist man ihm auch für das Lexikon mit den Fachausdrücken, welche für alle Textilspezialisten unerläßliches Rüstzeug bilden und nahezu durchweg in französischer Sprache zur Anwendung gelangen.

Nachdem 1929 der letzte Katalog des Musée historique des Tissus unter dem Titel «Principales Pièces exposées» erschienen, jedoch kaum bebildert war, hatten 1976 Tuchscherer, Vial sowie zwei weitere Autoren mit einem dreibändigen Werk «Etoffes merveilleuses du Musée historique des Tissus de Lyon» eine kaum für alle Interessenten erschwingliche Publikation herausgegeben. Es ist deshalb um so erfreulicher, daß mit dem vorliegenden Heft ein Überblick über eine der wichtigsten Textilsammlungen der Welt weitesten Kreisen zugänglich gemacht wurde; ein Band, der sich besonders auch für Handbibliotheken von Museen eignen dürfte.

Jenny Schneider

HUGO BORGER: *Das Römisch-Germanische Museum Köln*. Aufnahmen von HELGA SCHMIDT-GLASSNER. (Verlag Georg D. W. Callwey, München 1977.) 220 S., 16 + 330 Abb., davon 23 farbig.

Dieser Bildband gewinnt mehr durch den einführenden Text als durch die Abbildungen Bedeutung. Der Leiter des am 3. März 1974 eröffneten Museums neben dem Kölner Dom vermittelt zuerst eine Geschichte des römischen Köln (mit Plänen) und dann eine des Museums selbst. Die Darstellung der Probleme, die mit dem Bau und der Ausstellungsweise zusammenhängen, darf man mit Fug zur obligaten Lektüre jedes Museumsmannes zählen. Der Hauptteil von Borgers Text umspannt die Ausstellung selbst, so wie sie von Zone zu Zone und Sockelinsel zu Sockelinsel (wie die schulemachende neue Expositionseinheit heißt) vom Besucher erlebt wird. Daß der Mensch im Museum das zentrale Anliegen der Kölner Museumsgestalter war, belegen die abschließenden Worte: «Es sollte ein offenes Museum entstehen, für Menschen aller Bildungsgrade gleichermaßen interessant und ergiebig... Es genügte nicht, die Museumsräume allein schön zu gestalten, sondern sie [waren] so einzurichten, daß Abschreckungsbarrieren erst gar nicht auftreten, somit auch nicht empfunden werden... Von Anfang an wurde darauf gesetzt, das Museum könne zu einer Agora für die Bürger der Stadt und die Besucher derselben werden. Darauf ist die gesamte Einrichtung zugeschnitten.» Das Experiment, ein Museum für alle Bürger zu machen, brachte einen in der neueren Museumsgeschichte wohl beispiellosen Erfolg. Diesen Erfolg wird der Bildband noch vergrößern. Die vielen Abbildungen, mitunter vielleicht etwas zu stark zusammengedrängt, lassen das Museum auch jenen optisch erleben, der selbst nicht nach Köln reisen kann.

L. Wüthrich